
Stichwort: Arbeitslosigkeit

„Brodeln unterm Kessel tut es schon!“

Gespräch mit Helmut Kraayvanger und Andrea Küpper

Unser diesmaliges Gespräch führten wir am 25. März 1983 in der Kupferhütte Duisburg mit zwei ehemaligen Beschäftigten dieses Betriebes: Helmut Kraayvanger, Jahrgang 1922, und Andrea Küpper, Jahrgang 1963. Es war unsere Absicht, mit diesem Gespräch einen Vergleich zu versuchen zwischen der Arbeitslosigkeit vor fünfzig Jahren und der gegenwärtigen Situation. Helmut Kraayvanger war am Ende der Weimarer Republik noch im Kindesalter, also nicht unmittelbar von der damaligen Arbeitslosigkeit betroffen. Allerdings sind seine Erinnerungen an die Lebenssituation der dreißiger Jahre sehr lebhaft, so daß Ähnlichkeiten und Unterschiede hervortreten. Zwei Tage nach unserem Gespräch wurde die Kupferhütte übrigens stillgelegt. An dem Gespräch nahmen auch der Betriebsratsvorsitzende der Kupferhütte Duisburg, Erich Sieben, und der Sekretär bei der IG Metall Duisburg, Jürgen Dzudzek, teil.

D. Red.

Frage: Würdest Du uns etwas zu Deiner Person sagen und über Deine Erinnerungen an die letzten Jahre der Weimarer Republik hier in Duisburg? Du warst ja damals noch sehr jung.

Helmut Kraayvanger: Ja, ich bin 1922 geboren und kam als Dreijähriger mit meiner Mutter nach Duisburg. Sie heiratete hier, und wir bezogen in der Altstadt eine primitive Hinterhauswohnung, in der ich großgeworden bin. Wir konnten uns keine bessere leisten, da mein Vater Lagerist war, und die Verdienste in den zwanziger Jahren sehr gering waren. Die damalige Miete betrug ungefähr 11 Mark. Ich ging 1928 in eine Volksschule, in der die Ärmsten der Armen waren. Die Kinder hatten zum Teil sieben und mehr Geschwister - die meisten Väter waren oder wurden bald erwerbslos.

Auch bei uns herrschte Armut, nachdem mein Vater arbeitslos geworden war. Damit wir etwas mehr Geld zur Verfügung hatten, nahm meine Mutter Putz- und Waschstellen an, bei denen auch ich eingespannt wurde. Ernährt haben wir uns oft genug von „Hasenbrot“ - übriggebliebenes Brot, was entweder der Vater abends von der Arbeit mit nach Hause brachte oder was wir bei den Putzarbeiten im Papierkorb fanden. Es herrschte wirklich tiefe Not. Der Wochenverdienst meines Vaters betrug 27,15 Mark. Ich erinnere mich deswegen so gut, weil unsere Miete genau einen Wochenarbeitslohn ausmachte, nachdem wir in eine andere Wohnung umgezogen waren. Wir hatten also sozusagen nur drei Wochenverdienste für vier Wochen Leben zur Verfügung.

Meine Mutter verdiente vielleicht eine oder zwei Mark für das Waschen und sieben bis acht Mark in der Woche dafür, daß sie Büros putzte. Zum Teil empfand ich die

Tätigkeiten, die sie verrichten mußte, als unwürdig. Mit blutigen Händen und auf den Knien rutschend, mußte sie den Boden bearbeiten und mit einem Blech die Bohnerwachsschicht abtragen. Meine Mutter tat es, um uns am Leben zu erhalten.

Mein Vater, der bei einer Mineralwasser-Vertretung arbeitete, wurde etwa 1928 entlassen, weil die Firma Absatzschwierigkeiten hatte. Er brachte dann vom „Stempeln“ ein paar Pfennige nach Hause, mit denen gehaushaltet werden mußte. Ich ging öfter mit meiner Mutter zum Markt und ich weiß noch genau, wie sie mir sagte: „Komm mir heute nicht und sage, daß Du noch etwas essen willst! Du hast Zeit, Dich auf dem Markt sattzuessen!“ Ich mußte also von den angebotenen Sachen probieren und hatte nach dem Marktgang satt zu sein.

Nicht nur diese Eindrücke, sondern auch die politische Situation damals machten mich zu einem sozial engagierten Menschen. Ich erlebte oft mit, daß in den Familien meiner Freunde heftig politisch gestritten wurde. Das war nicht verwunderlich, denn da, wo viele Kinder waren, ergaben sich auch verschiedene politische Meinungen und Strömungen. Die einen waren bei den drei Pfeilen, der Eisernen Front, also bei den Sozialdemokraten, andere waren Kommunisten mit radikalen Forderungen. Dann gab es noch die Zentrumsleute, die alles auf friedlichem Wege, wenn man so sagen darf, bewerkstelligen wollten.

Unterschiedliche politische Meinungen führten natürlich zu Spannungen in den Familien. Insbesondere dann, wenn Väter und Söhne arbeitslos waren. Manchmal brach sogar offener Haß aus, der sich hin und wieder bis zur brutalen Gewalt steigerte. Man tritt vor allem um die Wege, wieder zu Arbeit zu kommen.

Das waren also die Folgen der Arbeitslosigkeit?

H. K.: Ja, sie reichten hin bis zu gewalttätigen Ausschreitungen und zur Kriminalität. Es wurden z.B. Scheiben eingeschlagen, kleinere Diebstähle verübt, nur um irgendetwas zu essen zu bekommen.

Haben die Arbeitslosen damals das Stadtbild geprägt?

H. K.: Es sind immer wieder - gerade in der Altstadt - Demonstrationzüge gemacht worden. Man ging einfach auf die Straße - mit roten Fahnen, mit roten Nelken im Knopfloch. Die Züge verliefen von der Altstadt, also aus dem Elend, in die besseren Viertel, weil man wohl glaubte, die Etablierten könnten neue Arbeitsplätze beschaffen. Und die Armen wollten den Reichen klarmachen, wie dreckig es ihnen da unten im Rattenloch der Altstadt ging. Diese Umzüge wurden seit 1930 zunehmend politischer. Sie wurden oft für Wahlpropaganda genutzt. Die einen riefen: „Was wollen wir? Arbeit und Brot!“ Andere riefen dagegen: „Von der Wurst hat keiner gesprochen!“ usw. Jeder brachte sein politisches Programm ein. Ich erinnere mich, daß mein Vater erbärmlich gegen die Brüning'schen Notverordnungen gewettert hat: Sie trafen wieder den kleinen Mann, vor allem den, der erwerbslos war.

Hatten denn die Arbeitslosen damals Hoffnung, je wieder Arbeit zu bekommen?

H. K.: Viele setzten wohl Hoffnungen in die Propaganda der Parteien.

Welche Rolle spielten die Nazis dabei?

H. K.: Sie versprachen immer wieder, daß Adolf Hitler alle in Arbeit bringen werde. Allein er sei der Mann, der den Karren aus dem Dreck ziehen könne.

Waren die Arbeitslosen denn für diese Parolen anfällig?

H. K.: Weil die Not so groß war, waren sie wohl für viele ein Hoffnungsschimmer. Viele waren der Meinung: „Gott sei's geklagt, laßt uns die Nazis wählen, Hauptsache, wir bekommen Arbeit, wir kommen von der Straße runter und können wieder Geld verdienen.“ Mit politischer Überzeugung hatte das meist wenig zu tun.

Und die Nazis schafften es wirklich, Arbeit zu schaffen?

H. K.: Ja, jedenfalls konnte mein Vater Anfang 1934 wieder in seinen Betrieb zurück. Das war die Zeit, als die Nazis angingen, die Arbeitslosen regelrecht zu rekrutieren. Arbeiter wurden einfach zu Arbeiten hinbefohlen.

Also eine Art Zwangsarbeit?

H. K.: Das ist der richtige Ausdruck. Es wurde kein Arbeitslosengeld mehr gezahlt. Arbeitslose wurden mit Spaten ausgestattet, in Bataillone eingeteilt - es wurden Sportplätze und Friedhöfe angelegt, Straßen und schließlich Autobahnen gebaut. Das war der Arbeitsdienst in seiner „vollendeten“ Form, wie ich ihn dann 1940 auch mitgemacht habe. Jedenfalls waren die Arbeitslosen von den Straßen verschwunden.

Hast Du noch eine Erinnerung an die Gewerkschaften am Ende der Weimarer Republik? An deren Politik und Rolle im Ruhrgebiet?

H. K.: Daran habe ich nur noch eine ganz schwache Erinnerung. Vieles aus dieser Zeit wurde mir nach dem Krieg von älteren Kollegen berichtet. Ich erinnere mich allerdings noch an den 2. Mai 1933. Mit einigen Jungen aus der Nachbarschaft war ich in der Altstadt unterwegs und habe so den Zug der Gewerkschafter mitgekriegt, die die Nazis nach der Besetzung des Gewerkschaftshauses durch die Straßen Duisburgs getrieben haben. Die Nazis droschen auf die Gewerkschafter ein. Wir Jungen bekamen Schieß und haben uns aus dem Staub gemacht.

Meine Eltern waren politisch nicht engagiert. Ich durfte nicht in die Hitlerjugend. Meine Mutter war gegen alles, was mit Uniform zu tun hatte. Mein Vater war weder gewerkschaftlich noch politisch organisiert. Er arbeitete in einem typischen Kleinbetrieb mit fünf oder sechs Beschäftigten ohne Betriebsrat. Ich kann mich nicht entsinnen, ihn irgendwie engagiert gesehen zu haben. Er war eher ein Phlegmatiker, der sagte: „Das ist auf mich zugekommen, damit muß ich jetzt fertig werden.“

Siehst Du Verbindungen zwischen der Situation damals und der Situation heute? Was muß getan werden, um nicht ähnliches wieder entstehen zu lassen? Siehst Du die Gefahr überhaupt?

H. K.: Manchmal kommt mir da schon einiges in den Sinn. Wir sitzen hier in der Kupferhütte Duisburg, die am kommenden Donnerstag geschlossen wird, und in der auch ich 36 Jahre lang beschäftigt war. Wir haben nach dem Krieg die Kupferhütte

wieder aufgebaut. Jeden Stein haben wir sozusagen geputzt, um dem Kapital das wieder hinzustellen, was es dann in der Zeit danach weitgehend wieder für sich ausgenutzt hat. Natürlich haben auch wir daran partizipiert. Ich denke nur an die Form des „gerechten Lohnes“, der damals hier in Duisburg das Beispiel war. In der Zeit des Wiederaufbaus haben wir drei, vier Tage im Kraftwerk gelegen. Wir sind gar nicht nach Hause gekommen.

Wir mußten dann mit Schrecken die weitere Entwicklung verfolgen. Als es anging, der Kupferhütte schlechtzugehen, habe ich mich oft gefragt, warum da nichts mehr läuft. Wir kamen morgens in den Betrieb und lebten wie in einer Agonie. Man konnte förmlich spüren, wie ein Modergeruch hier einzog. Das war vor vier bis sechs Jahren. Ich selbst habe darunter sehr gelitten. Ich habe mir damals gedacht: Hier geht nichts mehr, Schluß, aus, Feierabend.

Als Antwort auf das alles habe ich so meine eigene Philosophie. Ich glaube, daß wir mit dem Frieden einfach nicht fertig werden. Soweit ich die Geschichte verfolgt habe, hat es praktisch jedes Vierteljahrhundert einen Krieg gegeben. Dadurch wurde zerstört, was vorher aufgebaut worden war. Das war sozusagen ein Ventil, gerade auch für die Wirtschaft.

Heute sehe ich die Situation so: Der Weltwirtschaftsmarkt nimmt nichts mehr auf. dazu kommt die Technisierung der Produktionsstätten, die Computerisierung. Dadurch werden immer mehr Arbeitskräfte freigesetzt. Was machen wir mit den 2,5 Millionen Arbeitslosen? Ich meine, daß ein Umbruch im Denken und Handeln kommen muß. Als Gewerkschafter weiß ich, daß eine Lösung in der Verkürzung der Lebens-, der Wochenarbeitszeit liegt, damit mehr Leute beschäftigt werden können. Ich frage mich nur, wann alle diese Maßnahmen endlich angegangen und durchgeführt werden. Wenn nicht bald etwas passiert, sehe ich wieder eine Radikalisierung kommen. Brodeln unterm Kessel tut es schon! Mit Wahlprogaganda allein und Gesprächen ist da nichts mehr zu machen. Man muß schon zur Tat übergehen. Als kleiner Junge habe ich die Gewaltaktionen gesehen, die aus einer solchen Situation herrühren. Ich hoffe, daß es dazu nicht mehr kommen wird.

Und nun zu der jungen Kollegin. Sagst Du bitte kurz etwas zu Deinem Lebenslauf?

Andrea Küpper: Ich bin 1963 in Duisburg geboren, zur Grundschule und dann zur Realschule gegangen. 1979 habe ich eine Lehre als Chemielaborantin hier bei der Kupferhütte begonnen. Meine Lehrzeit betrug dreieinhalb Jahre, seit Januar 1983 bin ich nun arbeitslos.

Was ist das für ein Gefühl, arbeitslos zu sein?

A. K.: Auf deutsch gesagt: beschissen! Es war deprimierend, zum Arbeitsamt gehen zu müssen, um einen Antrag auf Arbeitslosengeld zu stellen. Deprimierend war es vor allem, so viele Leute dort sitzen zu sehen. Vorher hatte ich gedacht, man kann Geld verdienen nach der Lehre. Aber nichts davon. Man ist einfach draußen.

Was machst Du zur Zeit? Bewirbst Du Dich?

A. K.: Ja, sicher. Ich habe schon massig Bewerbungen losgeschickt. Nicht nur in Duisburg, sondern auch im weiteren Umkreis: Düsseldorf, Essen.

Was sagen Deine Eltern zu Deiner Arbeitslosigkeit? Unterstützen Sie Dich?

A. K.: Meine Mutter hat viel Verständnis für meine Situation. Sie hilft mir auch finanziell ein bißchen, obwohl noch zwei weitere Geschwister zu Hause leben. Mein Vater ist schon verstorben.

Wie siehst Du Deine Zukunft?

A. K.: Wenn ich bis zum Sommer keine Stelle bekomme, dann gehe ich weiter zur Schule und werde versuchen, mein Fachabitur zu machen. Aber lieber würde ich arbeiten und Geld verdienen; aber so, wie es jetzt aussieht, ist das aussichtslos, denn die meisten Betriebe stellen nur Leute ein, die Berufserfahrung haben.

Wie sieht denn die Arbeitssituation der Jugendlichen hier in Duisburg insgesamt aus?

Erich Sieben: Sehr schlecht. Die Ausbildungssituation bei der Kupferhütte Duisburg z.B. war sehr gut. Aber nach der Ausbildung wird es schwierig. In einigen Betrieben wird den Auszubildenden nach ihrer Ausbildung ein befristeter Vertrag angeboten, nach dessen Ablauf sie dann Anspruch auf Arbeitslosengeld haben. Andrea z.B. bekommt nur 75 Prozent des Arbeitslosengeldes, weil sie keinen Tag als ausgebildete Chemielaborantin tätig gewesen ist. Die Jungen haben es meistens besser als die Mädchen. Denn viele gehen nach ihrer Lehre zur Bundeswehr. Sie können das Problem der Arbeitslosigkeit damit verzögern. Mehr als eine Verzögerung bringt das aber nicht.

Andrea, siehst Du das auch so, daß mit einer weiteren Ausbildung das Problem Arbeitslosigkeit nur verschoben wird?

A. K.: Eigentlich habe ich Hoffnung, nach der Schule einen Beruf zu finden. Hoffnung muß man ja auch haben.

Würdest Du etwas ganz anderes machen wollen, wenn Du in dem Beruf, für den Du ausgebildet worden bist, keine Anstellung findest?

A. K.: Nein, das würde ich nicht machen. Dafür habe ich nicht drei Jahre gelernt.

Was bedeutet für Dich Arbeit? Ist sie für Dich so wichtig, wo doch heute die Frauen wieder an den Herd geschickt werden sollen?

A. K.: Arbeit ist für mich wichtig, aber wenn ich Kinder hätte, würde ich aufhören zu arbeiten. So lange ich allein bin, möchte ich allerdings nicht gern zu Hause herumsitzen. Ich möchte etwas Nutzvolles tun.

Viele Jugendliche haben zur Zeit wenig Aussicht, etwas Nutzvolles tun zu können. Haben die auch noch Hoffnung?

A. K.: Ich glaube, viele haben noch Hoffnung, obwohl sie schwindet, je länger die Arbeitslosigkeit dauert.

Siehst Du die Gefahr, daß sich gerade jüngere Leute von der Gesellschaft abwenden?

A. K.: Das würde ich nicht sagen. Man kommt sich eher abgeschoben vor. Die Jugendlichen, die ich kenne, denken so wie ich. Sie werden nicht so leicht auf eine schiefe Bahn geraten.

H. K.: Vieles liegt am Elternhaus. Als Schiedsmann und langjähriger Schöffe weiß ich allerdings: Die Grundsteine für eine Radikalisierung sind bei vielen Jugendlichen gelegt: zuviel Freizeit, zuwenig Auslastung, keine Hoffnung.

Andrea, wie beurteilst Du das Verhältnis Jugendlicher zu den Gewerkschaften?

A. K.: Darüber habe ich mir noch nicht viele Gedanken gemacht. Auf jeden Fall sollten sich die Gewerkschaften um die Jugendarbeitslosigkeit kümmern, damit die Jugendlichen von der Straße kommen.

Jürgen, wie siehst Du das Verhältnis Jugendliche - Gewerkschaften?

Jürgen Dzudzek: Im Vergleich zu früher sind Jugendliche heute nicht mehr so bereit, sich für betriebliche Belange zu engagieren. Sie orientieren sich an der ökologischen Bewegung oder an der Friedensbewegung, weil sie meinen, dort mehr einbringen zu können. Bei den Gewerkschaften gibt es festgefahrene Strukturen. Der Zeittrend, so wie er sich jetzt zeigt, läuft nicht unbedingt in unsere Richtung.

H. K.: Damals brachten es die Nazis fertig, die Jugendlichen an sich zu binden. Da gab es z.B. die Motor-HJ, die Segelflieger, die Marine, da hatten die Jugendlichen interessante Beschäftigungen. Handwerkliche Fähigkeiten wurden gefördert. Aus der Ausweglosigkeit sind viele Jugendliche dort hingegangen. Ich verstehe schon, wenn sich heute Jugendliche für Friedens- und für Ökologiefragen interessieren. Das ersetzt natürlich noch keinen Arbeitsplatz. Ich habe allerdings das Gefühl, gegenüber dem Moloch der Modernisierung besteht eine gewisse Resignation.

E. S.: Vielleicht müssen sich die Gewerkschaften in puncto Jugendarbeitslosigkeit etwas Neues einfallen lassen. Es muß, glaube ich, ein Umdenkungsprozeß vollzogen werden. Zwar können sich die Gewerkschaften nicht ausschließlich mit Fragen der Jugendarbeitslosigkeit befassen. Dann würde die Erwartungshaltung der jungen Menschen womöglich so groß, daß sie glauben, die Gewerkschaften könnten ihnen Arbeitsplätze verschaffen. Das übersteigt ja ihre Möglichkeiten und Kräfte. Diese Erwartungshaltung gegenüber Betriebsräten und Funktionären ist sowieso schon sehr hoch. Die Kollegen wollen nicht mehr getröstet werden, sie wollen genau wissen, wie sie aus dem Mist herauskommen können. Da wird einem dann gesagt: „Ich bin seit 20 Jahren Mitglied der Sozialdemokratischen Partei und seit 30 Jahren Mitglied der Gewerkschaft. Was nützt mir das nun alles? Die Kupferhütte wird geschlossen, und ich liege auf der Straße.“

J. D.: Ich glaube, ohne Hoffnung sind nicht so sehr die Jugendlichen, sondern ist die Generation der Fünfzigjährigen. Das sind doch gerade die Leute, die keine Aussicht mehr haben, neue Arbeit zu finden. Sie haben einen Lebensstil, den sie nur schwer in Frage stellen können. Bei Jugendlichen ist das anders: die sagen: Ich komme auch mit weniger aus, ich kann mir auch eine anders organisierte Gesellschaft vorstellen.

E. S.: Damit stellt sich ja die Systemfrage. Mit kosmetischen Mitteln ist nicht mehr viel zu machen. Keiner hat Programme, keiner weiß, wie es weitergehen soll. Man muß sich immer wieder vorstellen, daß sich damals, vor fünfzig Jahren, ein Bewußtseinsbildungsprozeß innerhalb weniger Wochen vollzog. Ich habe immer noch die Furcht im Nacken, daß sich so etwas wie damals mit den Nazis wiederholen könnte. Wir haben zwar heute gefestigte politische Parteien, die es damals nicht gegeben hat. Wir haben heute eine Einheitsgewerkschaft, damals existierten mehrere Gewerkschaften. Trotzdem, ich will es nicht ganz ausschließen, daß sich heute etwas Ähnliches ergeben kann. Auf Dauer nämlich kann unsere Gesellschaft diese erheblichen Belastungen nicht tragen. Die wenigen, die in ein paar Jahren noch in Arbeit sind, werden nicht das aufbringen können, was wir heute als Lebensstandard gewohnt sind.